

DIE MUTTER IM SESSEL IM KRIEG

von Cornelia Manikowsky (Hamburg)

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

erschienen in: Sofronieva, Tzveta
(Hg.): *Verbotene Worte. Eine
Anthologie*. München: Biblion 2005
(Marburger Bibliothek 7)

Sie war viel zu früh losgegangen. Einen halben Tag zu früh, einen halben Tag, bevor der Bruder kommen würde, bevor sie sich verabredet hatten, mit der Räumung des Hauses zu beginnen. Renée sah sich selbst die Straße entlanggehen; sie setzte die Füße auf die Fugen zwischen den Gehwegplatten, sie zog die Luft ein und stieß sie wieder aus, sie bewegte den Oberkörper vor und zurück. Sie erinnerte die Muster der Zäune, die Strukturen der Hecken und die Formen der Beete. Gleich würde sie die Tür aufschließen, sich mit Arm und Schulter und schließlich dem ganzen Oberkörper gegen die Tür werfen, gegen den Widerstand des verzogenen Holzes die Tür aufdrücken und das spröde Knacken noch lange im Gehör nachhallen spüren. Die Luft war trocken und staubig. Darunter erkannte sie den alten Geruch.

Renée! Wo ist Renée? Die Freundin stand in der Tür.

Draußen. Die Mutter machte eine unbestimmte Bewegung zum Garten.

Die Freundin wandte sich um und ging über die Terrasse. Die Schuhe schabten über die Platten. Sie stieß gegen eine hervorspringende Kante, schrie auf, strich die Tränen schnell beiseite.

Sie hat nichts gesagt, hat mucksmäuschenstill in der kleinen Nische über der Mülltonne gesessen, die der Efeu überwuchert hatte und vorsichtig zwischen den Blättern hindurch gesehen. Sie war unsichtbar. Renée hielt die Luft an. Die Freundin ließ sich auf den Rasen fallen und drückte mit den Fingern auf dem Schuh herum. Aus der Küche konnte man das Klappern von Geschirr hören. Dann war es still. Sie lauschte. Sie drehte vorsichtig den Kopf und sah wieder in den Garten. Der Rasen war leer.

Renée kletterte schnell aus der Nische und legte sich ins Gras. Vielleicht würde sie Schritte hören. Das leise Knistern des Grases, ein Kratzen auf den Platten. Vielleicht würden ihr gleich zwei warme Hände auf Augen und Stirn gelegt. Warm und nicht besonders groß, etwa so groß wie die eigenen Hände und mit dem Geruch nach feuchter Erde.

Wer bin ich?

Maike!

Sie lachen. Sie liegen nebeneinander auf dem Rasen, bohren die Finger in das Gras und die Wurzeln, versuchen möglichst schnell und möglichst gerade durch die Wurzeln in den trockenen Boden zu kommen, kleine senkrechte Löcher hineinzubohren, über denen sie dann das Gras wieder aufrichten und mit den Fingern bürsten würden, so dass keine Veränderung zu erkennen wäre –

Fertig!

Ich auch!

Es war nichts zu hören. Keine Schritte, kein Knistern oder Knacken. Renée öffnete die Augen. Die Freundin war nicht zu sehen.

Maike wusste nichts von der Nische über der Mülltonnenbucht. Vielleicht würden sie beide hineinpassen, eng aneinander gepresst und Seite an Seite, würden nur durch den Mund atmen, um kein Geräusch zu verursachen und nur ab und an das Gewicht verlagern, damit die Pobacken nicht einschliefen und sie nicht hinausspringen müssten, weil sie das Kribbeln nicht mehr aushielten. Vielleicht sollte sie ihr von der Nische erzählen. Sie könnten beide verschwinden und würden gleichzeitig mitbekommen, was im Garten geschähe. Still saßen sie nebeneinander.

Sie würde nichts davon sagen.

Da war sie also. Sie hatte die Tür aufgedrückt, war einen Moment im Vorraum stehen geblieben, hatte die Jacke geöffnet, nach einem Bügel gegriffen, hatte den leeren Bügel wieder zurückgehängt und war mit der offenen Jacke und dem um den Hals gelegten Schal in den Flur gegangen und in der Tür zum Wohnzimmer stehen geblieben. Die Vorhänge waren zugezogen, doch auch im Halbschatten konnte sie die dicke Staubschicht auf den Büchern erkennen.

Es hatte etwas Unanständiges. Die Mutter zog die Schultern hoch und sah durch sie hindurch. Oder sie hatte etwas anderes gesagt oder gar nichts und sie hatte es sich eingebildet, hatte es in ihrem Gesichtsausdruck gesehen, in der Art wie sie die Schultern hochzog und lachte oder weinte und mitten im Raum stehen blieb, die Stimme hart und rau, so dass auch Renée stehen bleiben musste, nicht weggehen konnte, obwohl die Mutter sie nicht ansah,

vielleicht nicht einmal merkte, dass sie im Raum war, und versuchte leise zu atmen und leise zu denken und ihrerseits durch die Mutter hindurch zu sehen:

Man konnte die Straßenbahn vom Garten aus sehen, durch das Haus durch, die Trümmer, da, wo das Obergeschoß am weitesten ins Wohnzimmer gerutscht war. Nur der Schornstein war stehen geblieben. Die Mutter lachte.

Noch am Vortag hatte sie in den Johannisbeeren gehockt, nicht aufhören können, Rispe für Rispe durch die Zähne zu ziehen, obwohl sie vom Haus aus jeder hätte sehen können. Aber es war ja keiner zu Haus. Und jetzt war das Haus nicht mehr da, das kleine alte Haus, das die Freundinnen Schlösschen nannten, weil es so alt und schief aussah, und weil es einen kleinen Turm im Dach hatte, in dem die Tauben nisteten und den man nicht betreten durfte, weil das Holz morsch und wacklig war.

Da saß die Mutter und sprach. Draußen wurde es dunkel, bald würden nur noch die Umrisse der Möbel zu erkennen sein, und die Mutter saß im Sessel am Fenster, fuhr mit den Fingern über den aufgeriebenen Stoff der Armlehnen und sprach. Niemand schaltete das Licht an. Wenn sie zu Ende gesprochen hatte, zuckten die Finger weiter auf den Armlehnen hin und her, überbrückten die Pause, bis sie wieder ansetzte, sich räusperte und dann weiter sprach, die Worte aneinander reihte, eine endlose Kette verkohlter Blätter und kaputter Scheiben hintereinander setzte, zwischen denen die Straßenbahn hindurch fuhr, langsam und wackelig und ratternd um die Ecke bog und durch Renées Gedanken fuhr, schon früher, als die Mutter noch jung war, als sie noch nicht ganze Tage im Sessel am Fenster verbrachte.

Schon am nächsten Tag. Noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden später. Die Trümmer rauchten noch. Überall der Geruch nach Verbranntem. Und es roch nach dem Koks, den sie im Schuppen neben der Küche gelagert hatten. Schwer und süßlich klebte der Geruch in der Luft und an den Trümmern des Hauses, bis der Sommer, in dem das Haus zerstört worden war, untrennbar mit dem Geruch des glimmenden Kokes verbunden war. Und bis sie das Bild der Trümmer und des daraus hervorstechenden Schornsteins vor Augen hatte, sobald der süße und schwere Geruch von brennendem Koks an ihre Nase drang –

Vielleicht hatte es ihr jemand gesagt, vielleicht hatte sie es gehaut, da man im Luftschutzkeller ungefähr orten konnte, wo die Bomben runterkamen, da sie meist schweigend nebeneinander saßen und nur manchmal ein Kind schrie oder einer der Erwachsenen und ab und an jemand einen Stadtteil oder eine Straße nannte, nur den Namen und sonst nichts, und die anderen kurz die Köpfe hoben, die Oberkörper bewegten oder ein knappes Hm von sich gaben, weil die Notbeleuchtung wieder ausgefallen war. Sie wusste ja, dass das Haus nur an der Seite getroffen zu werden brauchte, um zusammenzufallen oder niederzubrennen, weil es sehr alt war, aus Holz und aus Lehm und nicht aus Stein, wie die meisten anderen Häuser. Vielleicht war sie davon überrascht worden, war nach Hause gegangen, ängstlich und gleichzeitig erleichtert, weil der Angriff endlich vorbei war und sie aus dem Keller gehen konnte, und hatte dann plötzlich vor dem zerstörten Haus gestanden. Oder sie hatte es auf dem Weg gespürt, hatte gespürt, dass in der Straße etwas passiert war, vielleicht durch die Reaktionen der Passanten oder durch den Geruch, so dass sie immer ängstlicher geworden war und immer schneller ging und gleichzeitig nicht gehen wollte, das, was sie zu sehen fürchtete, nicht sehen wollte, auf jeden Fall nicht gleich, nicht sofort, noch ein, zwei Minuten lang glauben wollte, dass sich nichts verändert hatte – sich fürchtete näher zu kommen und dann das Haus zu sehen, oder besser: das, was davon übrig geblieben war – vielleicht war sie dann stehen geblieben oder losgerannt, hatte geweint oder geschrien oder vielleicht hatte sie gelacht, wie irre gelacht, war mitten auf der Straße stehen geblieben und hatte gelacht, bis jemand gekommen war oder bis jemand sie erkannte und den Arm um ihre Schulter legte oder sie hatte geflucht oder gar nichts, vielleicht war sie nur stumm und mit regelmäßigen Schritten auf das Haus, das heißt die Reste des Hauses, die zu den Seiten weggebrochenen Wände und den in das Wohnzimmer gefallen und verbrannten Dachstuhl zugegangen –

Sie lachte. Sie stand mitten auf der Straße und lachte. Die Mutter war jung, nur ein paar Jahre älter als sie selbst, vielleicht so alt wie die Schwester von Maike. Sie stand mit gekrümmtem Körper auf der Straße, sie presste die Hände mal vor den Bauch und mal vor den Mund. In breiten Bahnen liefen die Tränen das Gesicht herab. Renée fuhr sich über die Wangen. Es war schattig und kühl hinter den dichten Blättern des Efeus. Wenn sie sich zurücksetzte und sich an die Rückwand der Nische lehnte, verschwammen die hellen

Lichtflecken, die durch den Efeu drangen, zu schillernden ineinander fließenden Farben.

Jetzt also. Ich habe die Eingangstür aufgestoßen, das trockene Knacken des Holzes schneidet durch das Gehör, überlagert das Schaben über der Fußmatte, das Knirschen des Scharniers und den Widerstand, der sich der Hand entgegensetzt, sie die Tür nur mühsam öffnen lässt, so dass ich den Unterarm und dann die Schulter zu Hilfe nehmen muss, die Tür schließlich mit dem Oberkörper aufdrücke und um den halb geöffneten Türflügel herum in den Windfang trete, während sich die Augen langsam an das fahle Licht gewöhnen und ich im Halbdunkel auf der Fußmatte stehe, von der einen zur anderen Seite sehe und mich mit den Füßen auf dem Abtreter einmal um die eigene Achse drehe –

Im Dachgeschoss klopfen die Äste des Ahorns gegen die Scheiben. Sie erinnert das Geräusch. Sie sind nie beschnitten worden, auch damals nicht, wuchsen um das Haus herum, und wenn sie abends im Bett lag und in die Dunkelheit lauschte, konnte sie sie gegen die Scheiben schlagen hören, plötzlich und unvermutet, als ob der ganze Baum erwachte, schnaubte, sich schüttelte, um sich dann ebenso unvermutet zu besänftigen und in seine Reglosigkeit zurückzusinken.

Renée hatte das Aufkommen des Windes nicht bemerkt, saß immer noch auf der Treppe, im Dunkeln, wehrte sich nicht mehr gegen die Bilder und Erinnerungen, den bekannten fremden Geruch. Vor ihr standen die Umzugskartons, deren Umriss mehr und mehr in der Dunkelheit verschwanden.

Der Schornstein war stehen geblieben, und sie hatte die Häftlinge geholt. So hatte sie es sich erklärt, als Jugendliche; sie hatte Angst, er werde einstürzen und jemanden verletzen, sie hatte ein Kartoffelfeld angelegt, direkt unter dem Schornstein, wenn sie schon das Haus nicht wieder aufbauen konnte und so ist sie dann zur Polizei gegangen oder zur Feuerwehr und hat gebeten, dass er abgebrochen werde. Schließlich würden sie auch zu anderen Häusern geschickt. Und vielleicht hat sie es dann gesagt, vielleicht hat sie es direkt angesprochen, (mit welchem Wort?) –

Und dann sind sie gekommen, haben den Schornstein abgebrochen und erst viel später, lange nach dem Krieg, als schon längst niemand mehr von dem Schlösschen und seinem Schornstein wusste, ist die Erinnerung wieder gekommen. Die tief in den Höhlen liegenden Augen mit den gleichzeitig gierigen und stumpfen Blicken. Die fleckigen Gesichter und der Geruch, der von ihnen ausging und der sie tiefer und tiefer in das Grundstück zurückweichen ließ. Vielleicht waren sie jung. Nicht viel älter als sie selbst. Vielleicht waren es Frauen, junge Mädchen in ihrem Alter, die sie wegen der geschorenen Köpfe für Männer gehalten hatte.

Etwas muss sie gesucht haben, in den Büchern, es musste einen Grund geben, etwas Konkretes, es musste etwas geschehen sein, das sie all die Bücher nach Hause bringen ließ, als versuche sie, den Tag des Abbruches zu rekonstruieren, die Rolle der Häftlinge, als versuche sie, ihre Namen herauszubekommen und ob sie überlebt hatten, sie hatte es sich vorgestellt, hatte die Häftlinge und die Mutter im Garten gesehen, die Nähe und die ängstlichen Blicke, nach oben, zum Schornstein. Für einen Moment haben sie zusammen unter dem Schornstein gestanden. – Doch vielleicht stimmte es nicht, vielleicht hatte sie es sich vorgestellt, weil sie einen Grund haben wollte und weil es nahe lag, weil sie sich das Sammeln der vielen Bücher erklären wollte. Vielleicht war die Mutter ein ganz normales Mädchen gewesen, deren Jugend zufällig in die Zeit des Nationalsozialismus fiel, deren Elternhaus durch Bomben zerstört wurde und die dann Zeugin wurde, wie eine Gruppe Häftlinge den Schornstein abbrach, der nahezu unversehrt aus den Trümmern emporragte. Ohne Schutzkleidung und ohne Werkzeug. Die Mutter stand im Garten und sah ihnen zu, und Jahre später wurde ihr bewusst, welcher Gefahr die Häftlinge ausgesetzt gewesen waren, und dass sie gar nichts gesagt hatte. Doch vielleicht hatte sie etwas gesagt? Vielleicht hat sie die Aufseher angesprochen, vielleicht hat sie von Werkzeug gesprochen und von Helmen, doch niemand hat auf sie gehört? Oder sie haben sie rasch beiseite geschoben, sie beiseite geschoben und angebrüllt, so dass sie es noch Tage später im Kopf hatte. Renée wusste es nicht. Der Schornstein lag dann im Garten. Sie würde die Steine weitertauschen können.

Ich weiß nicht.

Irgendwann bin ich auf die Geschichte mit den Häftlingen gekommen, irgendwann hat es sich mir zusammengesetzt: der Schornstein war stehen geblieben, ich wusste, dass es Häftlinge waren, die gegen Ende des Krieges die Häuser, die nach den Bombardierungen

einzustürzen drohten, sicherten und abbrachen, ich hatte es nachgelesen – Doch was hatte mich veranlasst, gerade dies nachzulesen, mir Bücher zu besorgen, immer wieder bin ich in die Bibliothek gegangen, um nachzusehen, um vielleicht noch ein Buch zu finden, das ich bisher übersehen hatte –

Sprechen durfte man nicht mit ihnen. – Mit den Leuten, die den Schornstein abgebrochen hatten. Das hatte sie gesagt. Jetzt erinnerte sie es. Die Mutter hatte von dem Haus gesprochen, dem Schlösschen, dem Abbruch des Schornsteins, während sie in der Küche saß, die Reste des Abendessens aß und in der Zeitung blätterte.

Plötzlich stand sie in der Tür und begann zu erzählen. Ich war gerade aus dem Kino gekommen, hockte vor dem Kühlschrank, und die Mutter begann von den ausgemergelten Gestalten zu sprechen, von den Krähen, die auf dem Ofenrohr saßen, das da aus dem Schornstein ragte, wo früher das Schlafzimmer der Eltern gewesen war, und dass sie immer Angst gehabt habe, er werde ihr noch auf den Kopf fallen, bei jedem Wind fürchtete, er werde umkippen, in den Garten stürzen, während sie zwischen den Kartoffeln das Unkraut jätete und von dem Anblick der Schulterblätter, die aus den zerschlissenen Jacken hervorstachen. Ich hatte nicht sprechen wollen, nicht jetzt, nicht nach dem Kino, als wollte sie mir die Geschichte nahe legen, aufdrängen, als wollte sie, dass ich an sie glaube, damit sie selbst an sie glauben konnte, damit es einen Platz für das Schwere gebe und damit sie Abend für Abend an dem kleinen überladenen Schreibtisch sitzen und lesen und nach dem Verbleib der Häftlinge suchen musste und die Erinnerung an den Tod ihrer Mutter und die Leere, die er hinterlassen hatte, weiter und weiter in die Ferne rücken konnten. Und als sei die Erinnerung an die Häftlinge besser zu ertragen, als das Loch, das der Tod der Mutter zurückgelassen hatte.

Irgendjemand musste den Schornstein abgebrochen haben. Renée lehnte sich zurück.

Cornelia Manikowsky (geb. 1961) ist Schriftstellerin. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt: *Sommergeräusche* (Verlag Ludwig 2002) sowie *Glückswolke geschrumpft* (Jungbrunnen 2007). Für ihre Arbeiten erhielt sie mehrere Preise und Stipendien, darunter den Preis der Kärntner Industrie im Rahmen des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbes.
Kontakt: cornelia@manikowsky.de